

WAS IST AUS IHNEN GEWORDEN?

Die Kids aus dem Kinderladen

Als diese Jugendlichen kleine Kinder waren, durften sie alles: mit Fingerfarben die Wände beschmieren, im Matsch spielen und rotzfroh zu den Erwachsenen sein – Höhepunkt der antiautoritären Bewegung. Jetzt sah der Autor seine »Kids« wieder, die er vor knapp 15 Jahren als »Bezugsperson« in einem Kinderladen betreute

Von Matthias Horx und Frieder Blickle (Photos)



**Vom Hippiemädchen
zur Punkfrau:**

Nicky (kleines Bild:
mit Sieben)
war die Kleinste und
Sensibelste der Kinder-
laden-Gruppe. Sie ist
den Symbolen der
antiautoritären Zeit treu
geblieben und träumt
von einer Zukunft
als Rocksängerin



Von der Rasselbande zur neuen Bravheit: Hilka und Anja spielen Klavier und Cello und tendieren heute zu einem eher konservativen Lebensstil. Kai, vor 15 Jahren ein langhaariger Rabauke (kleines Bild mit Hilka und Anja), repräsentiert den

sportlichen Typus des Jugendlichen. Sein Traumland heißt Amerika. Dort wird er ein Jahr verbringen – per Schüleraustausch



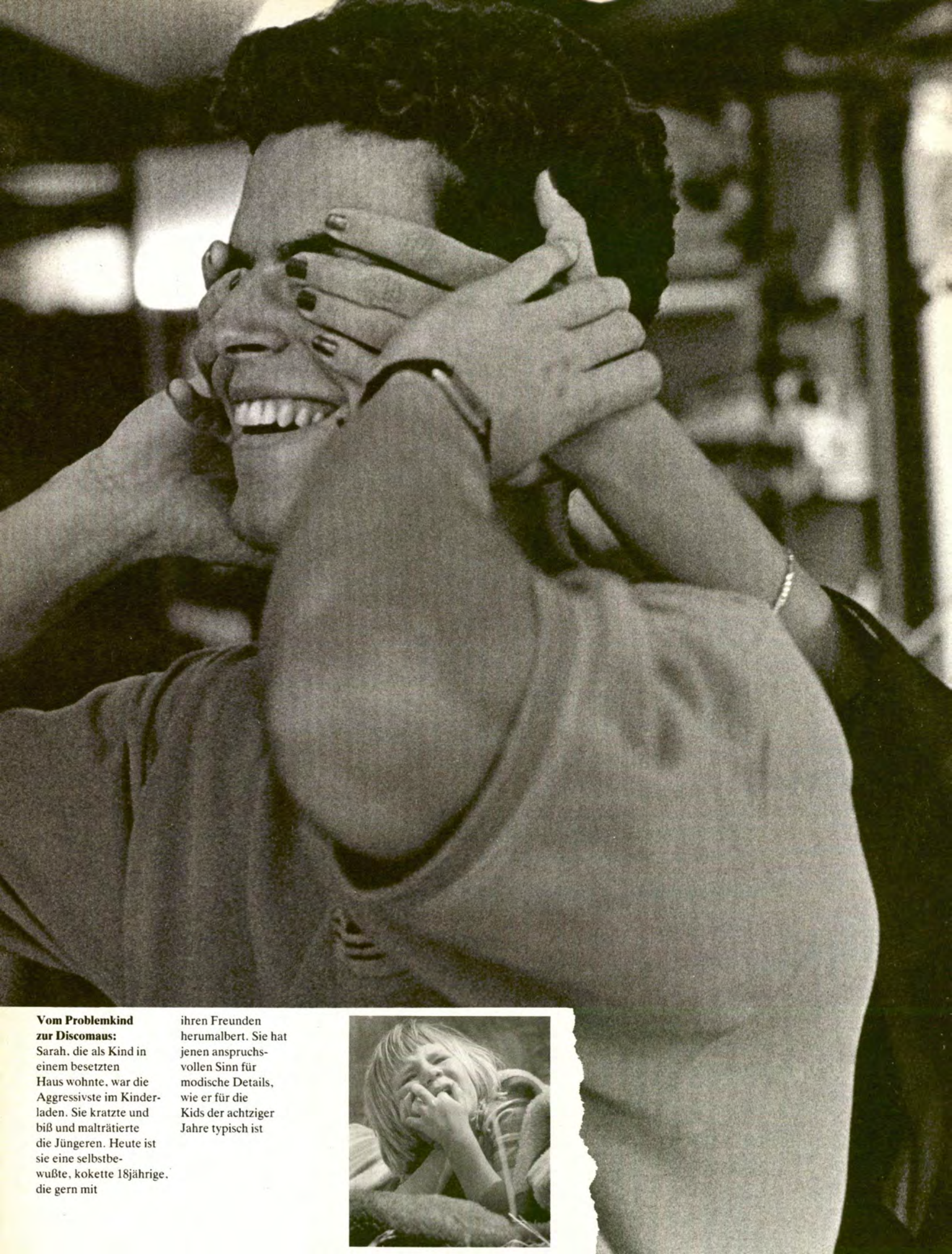
Sarah war die Wildeste. Sie kratzte und biß, wenn man auch nur eine Sekunde nicht aufpaßte. Sie zog die kleine Nicky an den Ohren und Kai am Pimmel, wenn wir ins Schwimmbad gingen. Wollte man mit ihr darüber reden, spuckte sie und bekam etwas Teuflisches in den Augen. Sie hatte keine Freunde in der Gruppe, und wenn Nicky, Kai und Hilka abge-

holt wurden, um den Nachmittag gemeinsam in Kais Wohngemeinschaft zu verbringen, stand sie voller Haß in der Ecke und zerstörte Spielzeug.

Das Kinderladen-Protokoll vom 11. 6. 1974 vermerkt: „Erneute Diskussion um Sarah. M. kritisiert, daß sich auch die übrigen Eltern von Sarah abwenden. L. schlägt vor, daß die Bezugspersonen mit Sarah öfters Spiele zum

Ausagieren ihrer Aggressionen machen sollen, etwa ‚Ich-schreie-zum-Fenster-raus‘. S. merkt an, daß sich die Wohnsituation von Sarah etwas beruhigt hat.“

Sarahs Wohnsituation – das war damals ein großer besetzter Hauskomplex in der Frankfurter Schumannstraße. Dort muß sie als Drei- und Vierjährige wiederholt erlebt haben, wie schwerbewaffnete Polizisten im Mor- ►



**Vom Problemkind
zur Discomaus:**

Sarah, die als Kind in einem besetzten Haus wohnte, war die Aggressivste im Kinderladen. Sie kratzte und biß und malträtierte die Jüngeren. Heute ist sie eine selbstbewußte, kokette 18jährige, die gern mit

ihren Freunden herumalbert. Sie hat jenen anspruchsvollen Sinn für modische Details, wie er für die Kids der achtziger Jahre typisch ist





engrauen die Türen eintraten. Sie muß auch, zumindest atmosphärisch, etwas vom sozialen Elend gespürt haben, von jenem Wirrwarr aus Radikalität und großen Gefühlen, Alkohol, Angst und Solidarität, wie er für das Milieu besetzter Häuser typisch war.

An all das hat Sarah, die heute eine neckische Achtzehnjährige ist, kaum noch Erinnerungen. Nicht an das Toben im Kinderladen, nicht an die polternden Polizisten, erst recht nicht daran, daß ihre Mutter Sylvia im besetzten Haus Ferdl kennen- und liebe-gelernt hat, mit dem sie heute zusammenlebt, ja sogar verheiratet ist. Ferdl, damals ein finsterer Straßenkämpfer mit reichlich Brass auf Staat, System und „Bullen“, ist Zahnarzt geworden; ein sanfter, virtuoser Zahnarzt, dessen Praxis als Geheimtip für die Eltern ängstlicher Kinder gilt und der auch empfindliche „Genossen“ aus alten Tagen zart behandelt. Ferdl hat Sarah und ihre Schwester Sonja inzwischen adoptiert.

Oder Kai. Er war der Frechste von allen, aber er hatte es als einziger Junge nicht gerade leicht in der Gruppe. Ein langhaariger blonder Rabauke mit einem chronisch schokoladenverschmierten Schmollmund, der immer gern „Omis ärgern“ ging, laut und falsch Beatles-Lieder sang („Wiii oool liiff in e jello Sappmarin!“) und bei denselben Omis, die er eigentlich ärgern wollte, prompt und regelmäßig Bonbons abstaubte. Kai lebt heute mit Maria, seiner Mutter, in einer großen Altbauwohnung in Hannover, die immer noch das sympathisch-schlampige Flair der Wohngemeinschafts-Ära atmet.

Ganz anders Hilka, das größte und stärkste Mädchen der Gruppe, und Anja, ihre kleine Schwester. Daß die beiden sich meistens durchsetzen konnten, hing wohl auch mit ihrer Lebenssituation zusammen – als einzige in der Kinderladen-Gruppe entstammten sie einer „ordentlichen“ Kleinfamilie. Die hat bis heute gehalten: In der Bürgerwohnung im Frankfurter Nordend knarzt das Parkett; alles ist ordentlich auf seinem Platz. Hilka spielt Klavier, Anja Cello; Hilka interessiert sich für altägyptische Geschichte, Anja für Pferde. Die beiden Mädchen mit den Spangen im Haar geben artige Antworten. Die 16jäh-

rige Anja etwa: „Heute schäme ich mich ein wenig, daß wir damals immer so nackt waren.“

Sarah und Kai, Hilka und Anja – das sind vier von der ständig fingerfarbenbeschmierten und ausgelassenen Rasselbande, die ich vor fast 15 Jahren als Bezugsperson in einem antiautoritären Frankfurter Kinderladen zu beaufsichtigen hatte. Mich als jungen Pädagogikstudenten qualifizierte für den Job „Bezugsperson“, daß ich Zeit und vor allem „Motivation“ hatte. Ich erhielt knapp 700 Mark Salär von den Eltern. Es war eine wunderbare Zeit.

Da war zunächst dieses Aufbruchgefühl. Daß alles radikal anders werden mußte, sollte man zuerst an den Kindern sehen. Daß alle Miseren – von Vietnam bis zur Alltagsdepression, vom Faschismus bis zu Sexualproblemen – unmittelbar und zuallererst mit der Erziehung zu tun hatten, war völlig klar. Die meisten Eltern fühlten sich durch die Erziehung, die sie selbst im bigotten Wirtschaftswunderland erfahren hatten, schwer geschädigt; manche waren von ihren gutbürgerlichen Eltern noch regelmäßig verprügelt worden.

Das erklärt vieles von der Wut auf „die Gesellschaft“ und ihre Normen, und so war der Kinderladen mit seinen energiefressenden Koch- und Putzdiensten, seinen Endlosdiskussionen und der Engelsgeduld, mit der man den quäkenden, anspruchsvollen Kindern begegnete, auch so etwas wie ein Wiedergutmachungsprojekt. Aus dem Kinderladen-Protokoll vom 10. 10. 72: „Die Diskussion beginnt mit der Frage, in welcher Form die theoretische Arbeit über das Thema ‚Familiensituation‘ verlaufen soll. Käthe macht den Vorschlag, Engels’ ‚Ursprung der Familie‘ zu lesen . . . Die heutige Familienform hat auf die Kindererziehung negative Einflüsse. Sie produziert Ideologien wie Gehorsam, Sauberkeit, Ordnung. Die Alternative zur bürgerlichen Kleinfamilie wäre die sozialistische Großfamilie. Ihrer Verwirklichung stehen unsere Sozialisation und die gesellschaftlichen Verhältnisse entgegen. Ein funktionierender Kinderladen könnte wenigstens einige Funktionen der sozialistischen Großfamilie erfüllen.“

Doch solch hölzerner Seminar-marxismus war nie das dominierende Moment der Kinderladen- ►

Kultur. Es war eher die Zeit einer wunderbaren Verwilderung – nicht nur bei den Kindern. Die Elterngruppe stellte nichts anderes als eine Selbsterfahrungsgruppe dar: Man vergab sich nichts, weder ideologisch noch privat, verbrachte Wochenenden miteinander, bildete Untergruppen und Klüngel, es gab Affären und erbitterte rhetorische Kämpfe. Das einzige Ehepaar stand schwer unter Legitimationsdruck: F., der Vater von Hilka und Anja, wechselte in dieser Zeit seine Position vom Staatsanwalt zum Richter, verteidigte aber seinen Juristen-Liberalismus hartnäckig gegen die Anmaßungen der radikalistischen Ära.

Da war Sarahs Mutter Sylvia, eine Powerfrau, die auf dem großen Befreiungstrip aus einer Osnabrücker Norme in die Linksmetropole Frankfurt geflüchtet war. Der mürrische Ferdl absolvierte aus Trotz gegen seine Herkunft eine Automechanikerlehre,

die stille Anna lebte vom Flohmarktverkauf selbstgebastelter Lampen aus Bindfaden. Der lustige Walter, der sich später dem Straßentheater verschreiben sollte, war noch mit Maria, der Arzthelferin, zusammen, die eine arg schneidende Art zu diskutieren hatte. Wir jungen Bezugspersonen standen mittendrin in diesem Spannungsfeld aus Scheidungs- und Beziehungsdramen, überzogenen pädagogischen Ansprüchen und der Wildheit der Kinder. Mit kaum etwas anderem munitioniert als Knetgummi, Fingerfarben und der Lektüre von Neills „Summerhill“-Buch – eines Klassikers der antiautoritären Erziehung –, zogen wir in den Kampf gegen den autoritären Charakter.

Wir machten bald die Erfahrung, daß die Kinder sich keineswegs solidarisch verhielten, wenn man sie einfach machen ließ, was sie wollten. Diese kleinen Wilden entpuppten sich bisweilen als Monster, die Schwächere sadi-

stisch quälen konnten und nicht das geringste eigenverantwortliche Interesse an der Vollständigkeit der Buntstifte oder der Intaktheit des Plattenspielers hatten. Antiautoritär – ja, das waren sie. Es war, als hätte man einen Sack Flöhe zu hüten. Wenn wir Straßenbahn fuhren, forderten die lieben Kleinen schockierte Rentnerinnen auf, ihr Geschlechtsteil zu zeigen; wenn irgendwo Polizisten auftauchten, sang die Rasselbande prompt und lautstark „Bul-len-weg. Mäusespeck!“ – obwohl ihnen das nun wirklich keiner beigebracht hatte.

Das Selbstbewußtsein, mit dem diese fröhliche, verschmierte und meist nackte Schar mit den Erwachsenen umging, die damals noch an jeder Ecke nach Ruhe, Ordnung und Sauberkeit riefen, ist längst Legende. Wie Sarah mit unvergleichlichem kindlichen Charme den Parkwächter davon überzeugte, daß sie nackt im Brunnen des Stadtparks baden durfte – das vergißt man nie. Wenn wir beim Kindergeburtstag Berge von Spaghetti kochten, um sie dann mit Lebensmittelfarbe rot, blau und grün einzufärben, dann hatten nicht nur die Kinder ihren Spaß. Geblieben ist auch die Erinnerung einer starken Körperlichkeit. Da wurde gebalgt, geschmust, gebrüllt, mit Wasser gespritzt und in Matsche gepanscht, daß es eine Lust war.

„Wir haben eine tolle Kindheit gehabt“, sagt auch Kai, ein ruhiger 18jähriger, ohne jedes Zögern. „Das heißt: Wir konnten in Ruhe Fußball spielen, bis wir zehn oder zwölf Jahre alt waren. Dann wurde es plötzlich schwierig.“

Kais antiautoritärer Werdegang war nach dem Kinderladen nicht zu Ende. Als die Frankfurter Gruppe 1975 zerfiel und den Kindern die Einschulung in eine „Regelschule“ drohte, zog Maria mit Kai nach Hannover, wo sie in der „Glocksee-Schule“ ein passendes Freie-Schule-Modell für ihren Sohn gefunden hatte. Wie praktisch alle Kinder aus dem Kinderladen hat Kai irgendwann das unvermeidliche Bildungsloch einer antiautoritären Kindheit durchlebt. Daß er es in einem zweijährigen Kraftakt mit Nachhilfe und Büffeln bis in die Nacht hinein schaffte, alles nachzuholen, was man in einer Freien Schule eben nicht lernte – das zeigt, daß die Theorien von der Freiwilligkeit

des Lernens so falsch dann doch nicht waren.

Kinder aus alternativen und Freien Schulen werden früher oder später häufig von Lernhunger gepackt und stürzen sich „hochmotiviert“ auf Mathe und Rechtschreibung, Physik und selbst Latein. Paradoxerweise geraten sie dabei oft in Konflikt mit ihren Alternativ-Institutionen – sie verlangen plötzlich mehr von der Schule, als diese ihnen geben kann. Das führt früher oder später zum Wechsel in die Normalschule. Auf diese Weise sind alle Kinderladen-Kinder schulisch nur wenig zurückgeblieben; Kai geht in die elfte Klasse, Sarah hat soeben den Fachoberschulabschluß gemacht und versucht eine Lehre als Rechtsanwaltsgehilfin. Und Hilka und Anja werden selbstredend ein gutes Abitur machen.

Bei alledem fällt es schwer, das Bild der wilden Kinder von damals mit jenen adretten Jugendlichen von heute in Deckung zu bringen. Besonders gegen ihre Mütter, diese durch Feminismus und reiche Lebenserfahrung energiegeladenen 40jährigen Frauen, die sich ihre Träume und schönen Verrücktheiten bewahrt haben und mit zunehmendem Alter immer herzlicher zu werden scheinen, wirken sie seltsam farblos. Kai könnte, geht man nur nach seinem Äußeren, einem dieser amerikanischen Filme entsprungen sein, in dem nette Jet-Piloten in der Disco tanzen. Sarahs Terrain ist die Innenstadt. Dort geht sie samstags demonstrieren, wie es ihre Eltern in den Siebzigern taten, nur auf ihre Weise: ihre Route führt quer durch alle einschlägigen jugendlichen Boutiquen. Über Klamottenmarken und Discogebräuche kann man sich mit ihr stundenlang unterhalten. Über andere Dinge – Werte, Ideale, Utopien – verläuft der Dialog eher stockend.

„Ich lebe hier und jetzt“, sagt Kai ganz cool. „Ich habe nicht die geringste Lust, mir über das nächste Jahr hinaus Gedanken zu machen.“ Das nächste Jahr wird er in Amerika verbringen, im Rahmen eines Schüleraustausches, den er sich selbst finanziert und organisiert hat. Ausgerechnet Amerika! Die amerikanische Kultur, das ist für seine Mutter immer noch ein rotes Tuch, und Kai steht auf alles, was diese Kultur repräsen-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 22



Zeit der sanften Verwilderung: Die antiautoritären Kinderläden, die in den frühen siebziger Jahren ihre Glanz-

zeiten erlebten, haben die Pädagogik nachhaltig beeinflusst – weit über die Nischen der linken Szenen hinaus

tiert: Sport und Rennrad fahren. Partys und Michael Jackson. Auf die Frage nach dem Lebenssinn antwortet er geradeheraus: „Spaß mit Freunden haben“ – und es klingt nicht wie eine Verlegenheitsantwort, sondern wie ein trotziger Konter gegen die sozialen und gesellschaftlichen Wertssysteme seiner Mutter, die sich lange Jahre in Stadtteilprojekten und Alternativkollektiven geplagt hat. Utopien, und seien es nur persönliche? „Das Leben ist halt so, wie es ist, da versuche ich eben, das Beste draus zu machen“, sagt Sarah. Und Anja, als hätte sie es auswendig gelernt: „Wir sind ja oft selber erstaunt über uns, daß wir so wenig engagiert sind.“

Sarah, Kai, Hilka und Anja, das sind exponierte Vertreter einer neuen Jugendlichen-Generation, die erst in den letzten Jahren Konturen anzunehmen beginnt. Der Frankfurter Jugendforscher Arthur Fischer nennt sie die „Selbstbehauptungs-Generation“; im Gegensatz zur „Selbstverwirklichungs-Generation“, die vom Ende der siebziger Jahre bis zur Mitte dieses Jahrzehnts noch den Ton der Jugendkulturen angab. Ging es den Verwirklichungs-Jugendlichen noch um Kreativität, um Künstlertum – um Selbstverwirklichung eben –, so geht es den heute 18jährigen eher darum, sich irgendwie über die Runden zu bringen. Das schrille Styling von Exi bis Popper, von Punk bis Neohipie, das Outsidentum der Subkultur-Ära, in der jeder sich vom anderen abgrenzen mußte, ist nicht mehr ihre Sache.

Die Abneigung, über Ideale, Pläne und Zukunft zu reden, entstammt keinem sprachlichen Unvermögen, sondern einem Unwillen: Das Wort „Diskussion“ ist für die Kids aus dem Kinderladen eher ein Schimpfwort. Sie sind es leid, jede Regung und Lebenshaltung ständig zu interpretieren und zu begründen – so wie ihre Eltern es bis heute tun. Verwunderlich ist das nicht. Die Kehrseite der Freiheiten, über die sie als Kinder verfügten, war der stete Zwang zur Verbalisierung; schon mit Sechs sollten sie über „Probleme“ reden und „Konflikte diskutieren“. Sprache – das repräsentierte stets die Macht der Erwachsenen; womöglich eine subtile, ungleich schwerer zu bekämpfende Macht als die klassischer Elternautoritäten. Logisch, daß der pu-

bertäre Widerstand sich im Verstummen ausdrückte; praktisch alle Kinderladen-Kinder verweigerten mit 14 Jahren die von den Eltern gewünschten Gespräche über Sexualität.

Ist das neokonservativ? Die Er rungenschaften ihrer Elterngeneration – mehr Freizügigkeit, mehr Individualität, eine andere Beziehung zwischen den Geschlechtern – wissen diese Jugendlichen wohl zu schätzen. Keines von den Mädchen wird eine dienende Hausfrau abgeben, dazu sind sie viel zu selbstbewußt. Sie sind auch keineswegs unpolitisch und egoistisch. Alle schwärmen für Greenpeace, plädieren für Toleranz; bei Konflikten in der Schule ergreifen sie vehement die Partei der Schwächeren. Nur gelingt es ihnen nicht mehr, daraus ein Weltbild, eine komplette Identität zu zimmern. Die Emanzipationskämpfe ihrer Eltern waren für die Kinder alles andere als angenehm, auch (oder gerade) wenn sie heute in der normalen Schule erleben, daß die Krise der Familie keineswegs nur im eigenen Milieu stattfand. „Meine Mutter war keine gute Mutter für mich“, sagt Sarah frei heraus. „Sie war irgendwie egoistisch. Sie wollte eigentlich keine Mutter sein. Daß wir deshalb von Anfang an keine richtige Familie waren, das hat mich gestört.“

So steht am Ende der antiautoritären Bewegung eine große Sehnsucht nach Normalität, nach verlässlichen Rollen und tragbaren Lebenskompromissen. Die Eltern, die eine ungeheure Energie darauf verwendet haben, alles zu wollen – Politik und Leben, Beruf und Kinder, Selbstverwirklichung und Abenteuer –, wirken ratlos gegenüber den modern-modischen Ambitionen ihrer Sprößlinge. Sie ahnen, daß sich in der Konsumfreude der Kinder auch eine Kritik an den Unmäßigkeiten der Emanzipations-Ära ausdrückt. Sie sind nicht ohne Bitterkeit und Schuldgefühle.

Bleibt noch von Nicky zu erzählen. Sie war die Zarteste in der Gruppe, sie weinte viel und konnte sich nicht wehren. Heute, mit 17 Jahren, scheint sie noch zerbrechlicher. Nicky ist die einzige

aus der Rasselbande, die sich nicht dem Normalsein verschrieben hat. Sie ist ein magersüchtiges Punkmädchen. Das Schicksal hat es nicht gut mit ihr gemeint.

Die kleine Dachwohnung, die Nicky und ihre Mutter Anna im Frankfurter Stadtteil Bockenheim bewohnen, weist alle Anzeichen langandauernder Geldknappheit auf. In übereinandergetürmten Käfigen in Nickys Zimmer wohnen zwei Wellensittiche, ein Papagei und eine Ratten-Großfamilie. Lange Jahre sind Nicky und ihre Mutter Anna von Ort zu Ort und von Schule zu Schule gezogen; kaum hatte Nicky irgendwo Freunde gewonnen, ging die Reise schon wieder weiter. Nickys derzeitige Freunde gehören zu jener trägen Sorte Punks, wie sie aus den etwas wohlhabenderen Kreisen kommen; man ist kettenbehängt, aber friedlich und schon

**»Onkel
Matthias –
müssen wir
heute vormittag
schon wieder
machen,
was wir
wollen?«**

mit Zwanzig ein bißchen dick, wegen des vielen Biers.

Nicky ist die einzige, die klare Zukunftsträume hat. Sie träumt davon, Gesangunterricht zu nehmen und Klavier spielen zu lernen; schon vor Jahren stand sie mit ihrer eigenen Band „Nicky and the Pirates“ auf

der Bühne; ohne Zweifel verfügt sie über Talent. Doch das Geld reicht nicht. Dabei wären die Bedingungen ideal, ist doch Nickys Vater Musiker in einer erfolgreichen deutschen Rockband. Alle Jubeljahre trifft er sich mit seiner Tochter zum Essen in einem vornehmen Restaurant. Dann macht der Musikus Versprechungen, die er nicht einhält. Nicky: „Ich habe ziemlich früh erlebt, wie beschissen das Leben sein kann. Ich hatte immer zu wenig Liebe.“

Nickys Mutter war von allen Kinderladen-Müttern am meisten auf die Gruppe angewiesen, verließ sich am längsten und intensivsten auf das soziale Netz und die Institutionen der „Szene“ – und wurde enttäuscht. In den siebziger Jahren war es für die Männer in Szene-Kreisen noch leichter, sich von den Kindern abzuseilen, wenn die Beziehungen zu den Müttern in die Brüche gingen, denn die Frauenbewegung stand erst am Anfang. Auch das gab es in der Kinderladen-Kultur: soziale Abstürze; Kin-

der, die den Anschluß an die Schule nicht mehr schafften; Eltern, die nicht vermochten, sich selbst und ihren Kindern einen Weg in die gesellschaftliche Wirklichkeit zu bahnen. Aber so etwas kommt bekanntlich in den besten Familien vor.

Eine Bilanz fällt deshalb schwer. Als wir uns Photos von damals ansehen, auf denen fünf fröhliche Nackedeis fingerfarbenverschmiert in der Dusche planschen, sagt Uta, die Mutter von Hilka und Anja: „Da weiß man doch wieder, daß es das Beste war, was wir damals für die Kinder tun konnten. Vor allem, wenn man an die Alternativen denkt: Damals gab es doch nur den konfessionellen Kindergarten, wo die Tanten den Kindern Fleiß und Zucht beibrachten, indem sie sie Perlen auffädeln ließen.“ Maria dagegen ist jetzt, wo ihr Sohn die Richtung Amerika verläßt, nachdenklich und melancholisch geworden. Sie muß ständig über einen Satz von Kai nachdenken: „Wir konnten euch als Eltern noch nicht einmal richtig hassen.“

Schöne Kindheit – das war früher mit Bildern von Pferden auf der Wiese assoziiert; liebevolle Eltern und Großeltern geleiteten durch die ersten Fährnisse des Lebens. Vielleicht war die antiautoritäre Erziehung der siebziger Jahre nichts anderes als die zeitgemäße Variante einer schönen Kindheit, erkaufte und ermöglicht durch Aufopferung und den grenzenlosen Idealismus der Eltern. Die Kids im Kinderladen wurden einfach ein paar Jahre später mit dem Streß der Leistungsgesellschaft konfrontiert; bis dahin konnten sie toben und Unsinn machen, wie wir das wohl alle gern gemacht hätten. Schaden tut das nichts. Es zeugt aber auch keinen neuen Menschen. Irgendwann ist jede schöne Kindheit vorbei, und für das, was nach dem Fußballspielen, Wände bekleckern und den grüngelbten Spaghettis kommt, taugen die Kriterien des Antiautoritären nicht mehr.

Geht man von der U-Bahn-Station Richtung Ernst-Reuter-Schule – die Frankfurter Gesamtschule, in die die meisten Kinderladen-Kinder später eingeschult wurden –, kommt man an einer Wand vorbei, auf der in krakeliger Graffiti-schrift vermerkt ist: „Hättet ihr uns weniger erklärt – wir hätten mehr verstanden.“ ◀